

Klaus M. Meyer-Abich

Was hindert uns daran, nachhaltig zu wirtschaften?

Vom Sinn der Arbeit im Frieden mit der Natur – und von der Erlösung des Bösen in der Evolution

Es war einmal ein Mann, der pflanzte Bäume. Er lebte ziemlich allein in einer armen Gegend in Südfrankreich. Seine Frau war jung gestorben, der Sohn weggezogen, als er herangewachsen war, und die Köhler, die den dortigen Wald zuvor zu Holzkohle vermarktet hatten, waren verschwunden, nachdem fast alle Bäume gefällt waren. Der Mann aber war ein Schäfer und mit seinen Schafen konnte er in der verlassenen Gegend weiterleben.

Was tat er den ganzen Tag? Flöte zu spielen war nicht seine Sache, junge Schäferinnen gab es auch nicht und auf die Schafe paßte schon der Hund auf. Da war ihm etwas ganz anderes eingefallen. Er sammelte nämlich Eicheln von den übrig gebliebenen Bäumen oder Bäumchen, später auch Bucheckern, und pflanzte sie ein. Nur etwa jeder zehnte Setzling wuchs an, aber er schaffte bis zu hundert pro Tag und im Lauf der Zeit wurden es ziemlich viele. Seine Schafe wird er irgendwie davon abgehalten haben, daß sie ihm die Bäumchen wieder abfraßen. So lebte er etwa fünfzig Jahre lang. Als er dann schließlich alt und gebrechlich wurde, war ein richtiger großer Wald herangewachsen, in dem es nun auch schon wieder Bäche gab. Die Gegend war so einsam und verlassen, daß keine Eigentümer darauf Ansprüche mehr erhoben, aber unter Wanderern und Spaziergängern sprach es sich bald herum, wie schön sie nun wieder geworden war. Schließlich stellte die Regierung, die von alledem nichts gemerkt hatte, den Wald unter Naturschutz.

Die Geschichte stammt etwa so, wie ich sie erzählt habe, von Jean Giono, und seine Tochter hat später berichtet, wie sie entstanden ist (1954). In einer Zeitschrift gab es nämlich eine Rubrik mit dem Titel: Ein Mensch, den man nicht vergißt – oder so ähnlich, und dafür hat Giono sie geschrieben. Die Geschichte von dem Mann, der Bäume

pflanzte, kam so gut an, daß sie schließlich sogar in eine Biographien-sammlung exemplarischer Persönlichkeiten aufgenommen wurde. Dazu ist der Autor auch um ein Photo des Schäfers gebeten worden. Seine Tochter erzählt, daß er zwar etwas Passendes gefunden, sich aber doch darüber gewundert habe, wie die Leute ausgerechnet einem Dichter, also einem professionellen Erfinder von Menschenschicksalen, so eine schöne Geschichte einfach als historische Wahrheit abgenommen haben.

(1) Von der bewegenden Kraft des Gefühls, nicht vergebens zu leben

Was ist so schön an dieser Geschichte, oder was macht sie so glaubhaft, daß man sie gern wahrhaben möchte? Wir denken hier vielleicht an die Nachhaltigkeit des Bäumeppflanzens, aber zunächst einmal liegt es wohl einfach daran, daß dieser Mann mit seinem Leben wirklich zufrieden sein konnte. Zwar hätte er sicher noch eine Anstellung als Förster und ein gemütliches Forsthaus verdient, aber wird ihm das sehr gefehlt haben? Er hat sein Leben gegeben für die Bäume, letztlich für einen ganzen Wald, und wer am Ende auf ein so großes Werk blickt, der kann doch nur dafür dankbar sein, daß er dies zustande bringen durfte. Sollte er also in jüngeren Jahren manchmal gebetet haben: Oh gib, Herr meines Lebens, daß ich nicht vergebens hier auf Erden bin (Lied 419), dann ist ihm dieser Wunsch gänzlich in Erfüllung gegangen. Hätte ihm etwas Schöneres passieren können?

Noch etwas lieber als diese Geschichte eines Einzelnen hätte ich von einer Gesellschaft erzählt, in der die Menschen gemeinsam zu einem gleichermaßen sinnvollen Leben gefunden hätten, aber eine solche Geschichte ist mir nicht eingefallen. Wenn wir sie gemeinsam erfänden, würden wir vielleicht nicht nur so viel von Nachhaltigkeit reden und dann doch nicht entsprechend handeln.

Direkt verallgemeinerungsfähig ist die Geschichte wohl schon deshalb nicht, weil unser Schäfer, was die äußeren Bedürfnisse angeht, wohl doch ziemlich anspruchslos war, und so viel Einfachheit hätte sich nicht jeder von uns gefallen lassen. Zwar brauchten wir viel weniger als heute, wenn wir wirklich wüßten, was wir wollten und wozu, aber sogar die Aussicht auf ein dermaßen sinnvolles Leben wie das des Schäfers hätte – zumindest relativ zu den heutigen Verhältnissen – vermutlich nicht genügt, um für jedermann und jedefrau alle Ansprüche auf höheren Komfort zum